

Sie hieß Elisabeth und war sieben- zehn Jahre alt. Eine anmuthige, schöne Gestalt und freundliche, wenn auch nicht regelmässige, so doch interessante Gesichtszüge, machten sie zu einer angenehmen Erscheinung. Ihr Vater nahm an einer großen Eisenfabrik eine höhere Stelle ein, und so lange er lebte, hatte Elisabeth die völli- ge Ausbildung, die ihr Stand verlangte, erhalten können, wozu vor Allem der Besuch einer höhe- ren Schule gehörte. Als aber plötzlich der Vater starb, erlaubten die Mittel der nun völlig verlassenen Mutter nicht mehr, ihre einzige Tochter weiter, bis zur ersten Klasse, die Schule besuchen zu lassen. Schwere, als es das Mutter- herz abnte, wurde Elisabeth der Abschied von den Verhältnissen, in die sie so ein- geweiht war, von all den Freundinnen, die ihr „ewige Treue“ geschworen hat- ten. Nun war sie allein mit der Mut- ter, und um deren Sorgen ein wenig mitzutragen, hatte sie sich vorge- nommen, selbst ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Aber womit? Der beste Aus- weg blieb, in ein Geschäft zu gehen, denn da brachte sie wenigstens die liebe Mutter nicht ganz zu verlassen. Ihren eifrigen Bemühungen und ihrem lie- bewürdigen, theilnahmeregenden Wesen war es denn auch bald gelungen, in einem größeren Confectionsge- schäfte eine Stelle als dritte Verkäuferin zu erhalten. Und in ihrer nunmehr veränderten Lebensweise irgend etwas Verlegen- des zu finden, dazu war Elisabeth noch zu harmlos, aber schwer, unendlich schwer wurde es ihr zuweilen, an heißen Sommer Tagen, im drückenden Gestank, inmitten häufiger Waarenballen, un- liebenswürdiger Colleginnen u. s. w. für Jeden ein freundliches Wort, für Jeden ein Lächeln zu haben, anstatt, wie früher, mit dem Mütterchen hinaus in die freie Gotteswelt wandern zu können.

Doch die Freude, nun auch bald das erste selbstverdiente Geld zu erhalten, ließen sie immer wieder mit neuem Muthe an die Arbeit gehen. Endlich war der erste Monatslohn gekommen, an dem der Kassirer Jedem seinen wohlverdienten Lohn auszahlte. Ohne sich an dem häufigen Drängen ihrer Ge- schäftsinnen zu betheiligen, stand sie ab- seits und wartete, mit gemäßigten Gefühlen von Stolz, Freude und Ver- schämung, bis man sie rufe. Und glück- lich, wie nie zuvor, war sie, als sie end- lich die wenigen, ihr gehobenen Markt, mit der Zusicherung einer Gehaltsver- besserung, empfangen hatte. Für sich wollte sie ja gar nichts haben, Alles sollte für die geliebte Mutter sein, denn Mütterchen brauchte unbedingt ein Paar neue warme Schuhe, auch mußte sie kräftiger leben, sonst würde sie am Ende auch krank, wie es der Vater gewesen. Elisabeth begann bereits, während sie ihrer Wohnung zuweilen, auszurechnen, was nach solchen etmaligen Ausgabem wohl noch von ihrem Gelde übrig blei- ben würde. Endlich war sie unter sol- chen Gedanken zu Hause angelangt, wo sie mit der erfreuten Mutter, die ihr gutes Lächeln gerührt in die Arme schloß, weiter rechnete, überlegte und Pläne für die Zukunft schmiedete. „Weißt Du, mein Kind,“ meinte plötzlich die Mutter, „wie wäre es, wenn wir den morgenden Sonntag dazu benutzten, einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen?“ „Ach, reizend, Mütterchen,“ antwor- tete erquickt Elisabeth, „ja, hinaus in die frische Natur, in den schönen, grünen Wald wollen wir gehen! Aber weißt Du, ich will dann vorher einmal zu Alice, meiner liebsten Schulfreundin, gehen und sie fragen, ob sie uns beglei- ten will!“

So begaben sich die Beiden endlich zur Ruhe, glücklich und zufrieden, wie tägliche Arbeit und das Bewußtsein er- füllter Pflicht nur einer Menschen- machen können. Mühte doch das liebe, junge Mütterchen in der stillen Kam- mer kaum, daß Arbeit, die Arbeit die es so mit Stolz erfüllte, auf dieser Welt sogar als eine Schande angesehen wer- den kann, natürlich nur von Leuten, die neben einer guten Herkunft und viel Geld, sonst nichts aufzuweisen haben. Am nächsten Tage war das Wetter so wunderbar, wie man es sich nur zu einem Ausflug im Juli wünschen kann. Sorgfältiger denn sonst hatte Elisabeth ihre reichen, blonden Haare zum Knoten verschlungen und dann ein leichtes, duf- tiges Sommergewand übergeworfen, dessen hellrother Besatz ihr gut zu den braunen Augen stand. Als die Toilette beendet war, begab sich das junge Mädchen auf den Weg, um Alice, des Justizraths Baumert's Tochter, für den Nachmittag einzuladen. Elisabeth traf die Schulfreundin auch wirklich zu Hause, wurde aber kühler, als sonst, von derselben empfangen und bald wieder mit den Worten abgelehnt: „Es thut mir wirklich leid, liebe Lisa, nachmittags nicht mitkommen zu können, aber Sonntags gehe ich dringender nicht aus, es ist überall so gewöhnlich; Son- ntags geht ja Alles aus!“

Elisabeth ging, ihre anfänglich so große Freude war bedeutend geschwä- chert. „Ich will noch einmal zu Gretchen Bollert gehen, vielleicht wird die uns begleiten,“ tröstete sie sich dann aber doch bald wieder und sprach bei der eben genannten Schulfreundin vor, die sie bereits im Sonntagsmorgen am Fenster hatte sitzen sehen. Als sie dem Dien- stmädchen Weisung gab, Fräulein Gre-

Der Sonntagsgast.

den die Freundin zu melden, brachte dasselbe bald den Bescheid zurück: „Das Fräulein könnten sich überhaupt noch nicht sprechen lassen, auch seien das Fräulein für die nächste halbe Stunde zu einer Ausfahrt eingeladen.“ Das also abgesetzte junge Mädchen machte keinen weiteren Versuch mehr, eine Freundin einzuladen, sondern ging still und niedergedrückt nach Hause. Elisabeth konnte absolut keinen Grund finden, sich das veränderte Benehmen der Freundinnen zu erklären. Warum waren sie Alle nur so anders, seitdem sie im Geschäft ein- und ausging?

Doch als Lisa bald darauf mit der Mutter der Stadt mit all' ihrem Glend den Rücken gelehrt hatte, ahmete sie er- leichtert auf, und befreit war sie von aller Verstimmung. Während sie ein kleines Tannengebüsch, wo die Luft kühl und der Boden mit seinen Nadeln be- deckt war, durchschritten, sang und ju- belte Elisabeth mit den Vögeln um die Wette. An einem lieblichen feinen Sommer-Abend machte die Mut- ter endlich Halt, und Beide beschloßen, hier zu rasten. Um sich ein wenig mit Kaffe und Gebäck zu stärken. Da es noch früh am Tage war, war der Gar- ten ziemlich wenig besetzt. Lisa links zur Seite sah an einem kleinen Tische ein junger eleganter Herr, an- scheinend sehr in eine Zeitung vertieft, doch ein aufmerksamer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß seine Blicke vielmehr auf seiner hübschen Nachbarin ruhten. Hinter ihm und Lisa sah eine Gesellschaft von zwei Damen und eben so viel Herren. Zufällig wandte sich Eli- sabeth um, und ihre Blicke fielen auf die Gesellschaft, wo sie zu ihrem Erstaunen als bald in den beiden Damen Mar- garethe und Else Bollert erkannte, die zu einer Ausfahrt eingeladen sein wollten und nun halt dessen mit ihren Vet- tern, die, wie sie gehört hatte, auf Bes- such bei ihnen weilten, einen Ausflug nach hier unternommen hatten. Freund- lich, wie immer, grüßte Elisabeth hin- über, doch die jungen Damen erwiderten den Gruß kaum.

Da die Gesellschaft dicht hinter Lisa sah, und der eine der Vettern noch dazu eine helle, leicht verständliche Stimme hatte, so nahm das junge Mädchen kurz darauf folgende, ziemlich deutlich ge- sprochene Bemerkung wahr: „Du, Grete, kennst Du denn die junge Dame da drüben eigentlich?“ „Bitte, drücke Dich verständlicher aus, wen meinst Du denn?“ „Na, mein Gott, das junge Mädchen, das Dich vorher grüßte.“ „Ach, was weiß ich, wer sie war.“ „Na, hell' Dich doch nicht an. Du mußt sie doch kennen, mich grüßte sie je- denfalls nicht.“ „Ach, richtig, ich erinnere mich, na, wenn Du Dich für sie so herzlich inter- essirtest, so wisse, daß der Gegenstand Deiner Bewunderung nur eine Confectioneuse ist; ich kaufe alle meine Vän- der und Schleißen bei ihr, daher auch der zuderkommende Gruß.“ „Ach was, so so! Hätte nicht geglaubt, daß die kleine Blonde nur eine Geschäftsfrau wäre!“

Die Unterhaltung ging auf etwas Anderes über. Und Elisabeth? Jedes der gefallenen, tränkenden Worte hatte sie verstanden, und wie Dolchspöße traf sie die dieselben. Ihre Brust war zum Zerbrechen voll, nein, sie konnte hier nicht länger ruhig sitzen bleiben. „Mütterchen, laß mich ein wenig in die Anlagen gehen, ich will ein Sträuß- chen wickeln“, mit diesen Worten fand sie eine Gelegenheit, der Mutter, die in eine Zeitung vertieft, überhaupt nichts von dem ganzen Vorgang bemerkt hatte, ihr Verlassen des Platzes zu erklären. Aber auch der einsame junge Herr am Nebentisch hatte sich erhoben, noch einen theilnahmewollen, beobachtenden Blick schickte er auf das junge Mädchen, dann schritt er langsam dem kleinen Gehölz zu, das zur Benutzung des Publikums, mit Vänken und schönen Anlagen ge- ziert war. Auch Elisabeth suchte das- selbe auf. Bald hatte sie, ganz im Ge- blich verkehrt, eine einsame lauschige Bank gefunden. Hier war sie endlich allein, und den Kopf in beide Hände geborgen, weinte sie ihr ganzes Leid aus. Nur eine Confectioneuse! Das also war es, warum sich alle Freundin- nen von ihr zurückzogen! Darum wollte man heute nicht mit ihr gehen! Man verachtete sie! O, wie schrecklich! Und warum? Weil sie arbeitete für Geld! Freilich, sie Alle wußten's ja nicht, wie süß es war, der geliebten Mutter das selbstverdiene Geld zu überreichen und dann ihr Lächeln, ihren Dank zu empfangen. O, wie das glücklich machte, beschämend glücklich. Aber deswegen sollte sie nun von Allen, die sie lieb ge- habt hatte, verachtet, vergessen sein? Oh, was hatte sie gethan, daß man überall sagte: „Wir kennen Dich nicht mehr!“ Des armen Mädchens Tränen fließen reichlicher, ob aus verletztem

Stolz, oder ob aus Mitleid mit seinem eigenen Selbst, das wußte es selbst wohl kaum. Auf einmal raschelte es im Laube. Elisabeth schaute erschrocken auf. Vor ihr stand derselbe Herr, der im Garten ihr Nachbar gewesen war. Ergründet, sich ihrer Tränen schämend, senkte sie die Blicke nieder. Es war eine peinliche Situation, denn der Fremde blieb unbeweglich stehen und sah forschend auf das verlegene Mäd- chen.

„Mein Fräulein,“ sagte er endlich eigen- tümlich langsam, dann schweig er wieder. Elisabeth hatte erwartungsvoll auf- gesehen, ries wagte sie endlich die naive Frage: „Ja, was wollen Sie denn eigen- lich von mir, warum sehen Sie mich immerfort an?“ „Weil Sie weinen, mein Fräulein, und weil ich wüßte, warum Sie weinen.“

„Nein, das konnten Sie ja gar nicht.“ „Doch, mein Fräulein, man trankte Sie, ich weiß Alles, denn ich sah im Garten neben Ihnen, sah Ihr Erblei- chen.“ Wieder tropfte eine verrätherische Thräne von Lisa's Wange. Sie war noch unerfahren, was sollte sie thun? Sollte sie den Fremden bitten, sie zu verlassen, das konnte sie doch wieder nicht, denn der junge Herr war doch sehr artig und dann, schließlich, wenn er sich auf die Bank setzte, so dürfte er das, höchstens könnte sie dann auf- stehen. Jetzt stellte er sich ihr vor. Rechtsanwalt von Gera war sein Name. Wie vornehm das klang, nein, solchem hohen Herrn wagte sie nichts zu sagen. Wirklich, nun setzte er sich auf die Bank, dicht neben sie. Sollte sie aufstehen? Aber hatte er nicht vorher gefragt, ob sie gestatte, daß er sich setze, und da sagte sie ja gefasst. Nun konnte sie auch nicht wieder direkt aufstehen. Knechtlich rückte sie zur Seite und sah zuweilen beschämt auf ihren Nachbar. Jetzt kam er ihr sogar ganz nahe, und langsam, im flüsternden Tone fragte er: „Mein Fräulein, wenn Ihnen nun jemand sagen würde, man soll Sie nicht wieder eine Confectioneuse nennen, d. h. es würde Ihnen jemand einen Ausweg anbieten, daß Sie es nicht mehr nöthig hätten, in ein Geschäft zu gehen, würden Sie darüber froh sein?“

Wenn ich irgend eine bessere Arbeit dafür erhielte, mit der ich meinem Müt- terchen ebensoviele verdienen, oder mehr, dann natürlich!“ beantwortete Eli- sabeth die merkwürdige Frage. „So meinte ich das nicht,“ sagte der Rechtsanwalt daraufhin bedächtig, — „hm — Sie müssen nicht recht ver- stehen, mein Fräulein, ich meine, wenn man Ihnen das Geld schenkte, — hm — hm“, er räusperte sich, suchte des Mädchens Hand zu fassen und drückte dieselbe heiß. „Nun war es aber genug, nun mußte Elisabeth, was sie zu thun hatte. Sie blickte heiß nach ihm das Blut zu Kopf, in aufrichtiger Entrüstung sprang sie auf: „Verlassen Sie mich — Sie —“ Sprachlos blieb sie stehen, und die kaum geschillten Tränen bran- den auf's Neue heftig hervor. — „Nein,“ rief sie, „nein, lieber heiße ich tausend Mal eine Confectioneuse, ehe ich etwas geschenkt annehmen würde, und noch dazu Geld!“

Der Fremde hatte sich ebenfalls erho- ben. In gänzlich veränderter Haltung und mit anderer, theilnehmender Stimme nahte er sich der Weinenden: „Verzeihung, tausend Mal Verzeihung, mein gnädigstes Fräulein! Weinen Sie nicht mehr, was ich vorher sagte, war nicht für Sie bestimmt, versuchen Sie, nicht mehr daran zu denken. Nochmals vergehen Sie mir, aber ein Mann, den ein Mädchen ernstlich interessiert, kann heutzutage schwer die Grenze erkennen, die reine, harmlose Natürlichkeit von raffinirter Verstellung und Coquet- terie trennt, und die vorige Frage ge- brauchte ich nur, um Sie, mein Fräu- lein, kennen zu lernen. Ihre Tränen, Ihre aufrichtige Entrüstung und Fas- sungslosigkeit sagten mir besser, als eine lange Bekanntschaft, ob ich an Sie glauben dürfte.“

Lange schon waren Elisabeth die Hände vom Antlitz gesunken, den kü- bnen Schreier vor sich betrachtend, fand sie auf einmal, daß er schön, sehr schön sei. „Also er hatte sie nur drüben wollen, und nun glaubte er an sie.“ Wie glücklich machte es sie auf ein- mal, daß dieser fremde Mensch an sie glaubte. Als er nun noch um ihren Namen und um ihre Wohnung bat und fragte, ob er sie einmal besuchen dürfe, antwortete sie ihm verlegen, aber nicht mehr unzufrieden. „Also nochmals, mein liebes Fräu- lein, wie nennt man Sie?“ „Elisabeth!“ sagte sie lächelnd. „Und sind Sie mir noch böse?“ „Nein,“ antwortete sie einfach und

legte zaghaft ihre Fingerzehen in seine, zum Abschied dargebotene Hand. Damit trennten sie sich. Elisabeth lebte zu ihrer Mutter zurück, und er verließ das Lokal. Einen Blumenstrauß brachte Eli- sabeth der wartenden Mutter nun freilich nicht mit, wohl aber ein glückliches Herz, in das selige, süße Hoffnung, be- rauschendes Ahen der ersten Liebe ge- zogen war.

Ein Jahr war vergangen. Vor dem hübschen, neuangelegten Sommer- garten hält eine Equipage. Ein jun- ger, eleganter Herr steigt heraus und bietet galant einer hübschen blonden Frau den Arm, indem er ihr zärtlich sagt: „Nun, bitte, Elisabeth, steigen aus, wir wollen hier ein wenig rasten und“, setzt er lächelnd hinzu, „alte Jugenderinnerungen ein wenig auf- frischen.“ — „Warte nur, Du Vöser Du,“ antwortete sie ihm, schelmisch drohend. Zwei junge Damen gehen vorüber. Höchst zuvorkommend grüßen sie die Frau Rechtsanwalt von Gera. Es waren Margarethe und Else Bollert, die die frühere Confectioneuse nicht ken- nen wollten.

Das Telegramm.

Eine wahrhaftige Geschichte. Von Hein- rich Lee.

Das war im gemütlichen Dessau und wir saßen wie jeden Abend in un- serem gemütlichen Hinterstübchen bei einem vortrefflichen Tropfen — ich er- innere mich seines Namens nicht mehr — und zuverlässige Männer haben mir die Geschichte erzählt. Und weil es Niemandem schadet, wenn ich sie weiter er- zähle, und weil mein feuilletonistisches Ge- wissen nach Erleichterung schreit und weil ich gleichzeitig dabei von einem Lustspielbühnen reden kann, den ich per- sönlich hoch verehere: darum los! In Dessau lebte Herr Intendantzath Diebide, der Leiter des Dessauer Hof- theaters, ein würdiger und vortrefflicher Herr, mit dem ich gleichfalls — ohne daß er es vielleicht noch weiß — das Vergnügen hatte, an oben angebeutetem Tische einige Beder zu leeren. Nun geschah es vor Jahren, daß Herr Die- bide im schönen Städtchen Görlitz ein Theaterangelegenheit persönlich zu er- ledigen hatte. Ich glaube, es handelte sich darum, mit Herrn v. Moser wegen eines neuen Stücks zu konferieren. Am Görlitzer Stadttheater lebte daumal ein Mann, ein Theaterbeamter Moser, der sich von seinem dortigen berühmten Namensbruder als solcher nur durch den Mangel des aristokratischen Partikels unterschied. An diesen bürgerlichen Moser, vermuthlich ein Art von Ver- trauensmann des Herrn Intendantzaths, sendet nun der Herr Intendantzath ein Telegramm: „Komme heute Abend. Bitte Zim- mer für die Nacht für mich besorgen. Diebide.“ — Adresse: Moser, Theater. Das Telegramm langte glücklich auch in Görlitz an. „Moser“ liest der Telegraphenbeamte, „Theater“. Das kann nur Herr v. o n Moser sein. Damals lebte noch die nun verstor- bene Gattin des Dichters. Herr v. Moser ist nicht zu Hause. Der Bote giebt also die Depesche an Frau v. Moser ab. Eine Depesche ist etwas Wichtiges und Ehegatten haben bekannt- lich niemals ein Geheimniß vor einan- der. Frau v. Moser öffnet sie und liest. Möglich fährt sie sich mit der Hand über die Augen und liest ein zwei- tes Mal. Darauf zerrnitet sie das Telegramm in ihrer Hand, geht erregt in ihr Zimmer zurück und wartet. Wartet!!!

Gustav kommt nach Hause. Er hat nur in einem bekannten Wein- restaurant, seinem lieben Stammlote, eine einzige Flasche getrunken und bei der Gelegenheit, weil er kein Grüßler und kein Wäscher ist, unter den anwesen- den Offizieren einen ganz famosen Wäh- nentypus wieder sich gelangt. Immer war Gustav ein Held und ein Liebling der Damen, um wie viel mehr ein Rit- ter gegenüber seiner eigenen Frau. „Guten Abend, mein Schatz,“ sagte er herzlich. „Was hast Du denn?“ fragt Gustav erkaunt. „Was ich habe?“ „Mit den Wänden der Medusa blicke Madame ihn an.“ „Ich verstehe Dich nicht!“ erwiderte Gustav harmlos, aber doch heimlaut. „So,“ spricht hochmüthig Madame, „also Du verstehst mich nicht. Das will ich Dir glauben. Du verstehst mich nicht, weil Du geglaubt hast, mir Deine Geheimnisse verheimlichen zu kön-

nen. Du bist entlarvt. Deine Ge- heimnisse, die kenne ich nun.“ Gustav's Gewissen ist jedenfalls rein. Dennoch wird er immer betroffener. „Was denn für Geheimnisse?“ fragte er höfend. Frau v. Moser richtet sich stolz auf. „Genug,“ ruft sie, „noch heute ver- lasse ich dieses Haus. Ich lasse mich von Dir scheiden. Du brauchst mir kein Zimmer für die Nacht zu besorgen. Versteht Du? Das werde ich mir sel- ber besorgen. Adieu!“

Frau v. Moser legt auf das Adieu eine ganz besondere Betonung und raucht zur Stube hinaus. Es ist die- selbe Stube, wo Gustav, wenn er aus dem Restaurant kam, ihr so oft und so herzlich den Gutenabendgedäch geboten hat. Gustav v. Moser ist allein zurückge- blieben. Er hält zwar keinen Monolog, wie er dies sicher thun würde, wenn er nicht Herr v. Moser wäre, sondern eines seiner eigenen Bühnenkinder, weil die dramatische Situation in dem vorliegen- den Falle das dringend fordern müßte, aber Gustav denkt nach. Wenn Je- mand auf der Bühne einen Anderen nicht versteht, weil dieser infolge eines Mißverständnisses immer etwas An- deres meint, so sagt genannter Jemand ein eigenes Wort vor sich hin: „Ver- rückt!“ und die unfehlbare Wirkung im Publikum ist da. Es amüßirt sich got- tvoll. Gustav amüßirt sich nicht. Seine liebe Frau ist entschieden heute Abend nicht normal. Zum Mindesten ver- langt er eine Aufklärung.

So viel hat er an den zugezogenen Thüren gehört: Seine Frau ist in's Schlafzimmer gegangen. Er folgt. Die Thür ist geschlossen. Er klopft, drinnen wird geschluckt. Gustav fällt sein ganzes Herz erschüttert. Er pocht. „Aber Schnudeln,“ ruft er durch's Schlafschloß, „sag' mir doch bloß, was ich gethan haben soll.“ „Kein Antwort.“ „Sei doch gut, Schnudeln, und sag's.“ Erneuert und bedeutend heftigerer Schlußanfall. „Sag's, Schnudeln, sag's.“ Gustav's Stimme klingt so milde, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlt. „Betrogen hast mich!“ tönte es in einigen Stößen heraus. Gustav ist entrüstet. „Wer sagt das?“ ruft er hinein. „Es ist ein Telegramm für Dich ge- kommen. Ich hab' es aufgemacht. Da steht es drin.“ Gustav ist unruhig. „Sogleich aber laß er seine ganze Energie wieder zusammen. „Ein Telegramm? Das ist nicht mög- lich. Oder es hat sich Jemand einen faulen Witz erlaubt.“ „Natürlich! Das sagst Du jetzt so!“ „Zeig' mir doch wenigstens mal das Ding. Ich bitte Dich darum. Ueber- haupt, wenn es für mich bestimmt ist, dann ist es doch für mich und nicht für Dich!“

Gustav ist etwas gereizt. Durch die Thürspalte schiebt sich ein weißes zerrnitetes Stück Papier, ein Telegramm. Gustav ergreift es nervös und er- liest: „Komme heute Abend. Bitte Zim- mer für die Nacht für mich besorgen. Diebide!“ wiederholte Minna. „Ich lasse bitten!“ rief Gustav mit Ekstase. Eine halbe Stunde später samt Ma- dame ihrem verananten Gustav voll Reue und Zärtlichkeit an die Brust. Zum Schluß sei es mir gestattet, die Frage an Herrn v. Moser aufzuwerfen: „Warum haben Sie, Herr Hofrath, aus dieser Geschichte eigentlich kein Lust- spiel gemacht?“

Bedeutliche Kabinetsinstit.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielt sich bekanntlich Kraft sei- ner Souveränität für durchaus berech- tigt, zur strengsten Aufrechterhaltung von Ordnung und Pflichttreue schnelle Fußstapen aus eigener Entschliebung zu thun, wobei es freilich zuweilen vorkam, daß völlig Unschuldige davon betroffen wurden. Recht bedenklich war auch oft-

Ein kostspieliges Gitter.

Als im Jahre 1714 Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, unter dem Na- men Georg I. zum König von England, Schottland und Irland gekrönt worden war, wohnte er zwar einen großen Theil des Jahres in London, aber er schickte sich niemals in England recht heimlich, sondern gedachte immer mit Wehmuth des Aufenthalts in Hannover, wo er als unumschränkter Monarch geberchtete hatte und wohin er auch von England reiste, so oft es irgend anging. Beson- ders schmeinte ihn in England die Unge- nährtheit, mit der das Volk sich in der Nähe des Königs bewegte, peinlich be- rührte zu haben. So konnte er sich gar nicht daran gewöhnen, daß der St. James-Palast, in dem er residierte, nicht abgeperrt war, sondern als Passage benutzt wurde, und er strebte danach, dies zu ändern. Eines Tages sprach er darüber mit seinem Lieblingsminister, Lord Walpole, und beauftragte ihn, einen Voranschlag machen zu lassen, wie viel ein Gitter kosten würde, das den Palast von dem Londoner Verkehr ab- sperre. „Ein solcher Kostenanschlag ist schnell gemacht,“ antwortete der Minister: „das Gitter würde Sie nur drei Kronen kos- ten, die Kronen von England, Schott- land und Irland.“ Von einer Abperrung war fortan nicht mehr die Rede.

Müderungsgrund.

Richter: „Sie haben einen Einbruchs- diebstahl verübt! Warum haben Sie ihn nicht ausgeführt?“ Einbrecher: „Ich hatte mir während der Arbeit ausgerechnet, daß ich nicht auf die Beuten käme!“

Das einem Neffenbrief. Liebe Eltern! Ich habe Eure Wurf- sendung wie ich sehr erfreut, besonders da der Herr Unteroffizier mir erlaubte, auch etwas davon zu essen. ...

mals die Ausführung der königlichen Befehle wegen der Schwierigkeit der Entzifferung der Handschrift und des Verhältnisses des Stils. Einst hatte der Kommandant von Berlin dem Kö- nig, der sich in Potsdam befand, von einem Aufreißer der bei einem öffent- lichen Bau beschäftigten Maurergesellen berichtet. Der Kommandant erhielt eine Ordre, aus der er nur die Worte entziffern konnte: „Madel aufheben, ehe ich komme.“ Da der König seine An- kunft auf den nächsten Tag, Vormit- tags 10 Uhr festgesetzt hatte, mußte das Urtheil bis dahin vollzogen sein. Niemand aber wußte, wer „Madel“ sei, bis man sich darauf besann, daß ein Offizier dieses Namens der Berliner Garnison angehört. Der Unglückliche wurde eilig festgenommen und ihm das Todesurtheil angehängt. Eben sollte dasselbe vollstreckt werden, als ein Kabinetssekretair des Königs noch dazu kam und höchlich verwundert über die ungewöhnliche Exekution sich die Ordre vorgelesen ließ und ihren Inhalt dahin erklärte, daß der Madelführer unter den Mauren gemeint sei. Indeß eine Ermittlung darüber anzustellen, wer der Madelführer gewesen, dazu war keine Zeit mehr. Man nahm also, wie Heintze's Preussische Geschichte berichtet, Fluß einer der Gesellen, den sein rothes Haar besonders verdächtig erscheinen ließ und hängte ihn am Galgen auf.

Vom altberliner Münzwesen.

Berlin, seit dem Jahre 1319 mit dem Rechte, Münzen zu schlagen, be- leuchtet, hatte im Jahre 1380 seinen eigenen Münzmeister aus einer der angesehen- sten märkischen Familien, Otto de Vuel (Otto v. Buch). Die ältesten Münzen, die in der Mark geprägt wurden, hießen Praxellen, Blech- oder Holzpfennige, bestehend aus Silber, wozu 16 ein Loth wogen. Weil diese Münzen hoch waren und leicht zerbrachen, so schlug man Denarien oder Pfennige, die man nach Pfunden berechnete, und Fintlen- auben, wozu 36 einen Gulden aus- machten. Zu diesen Münzprägungen kamen unter den bairischen Fürsten die Scherpfennige, wozu zwei einen Pfennig und die Prager Groschen, wozu 6 eine Mark enthielten. Im 16. Jahr- hundert war die Münze in der Poststraße No. 5; von da kam sie 1602 in das Seitengebäude des Schlosses an der Spree, bis der große Kurfürst sie in den zur Wasserfront eingerichteten Thurm verlegte, der nunmehr der Münzthurm hieß. Als König Friedrich I. das Schloß und den Thurm durch Schläger zerstören lassen wollte, wurde das Ge- bäude No. 2 der Unterwasserstraße zur Münze eingerichtet und beim Erwei- terungsbaue, 1750, No. 3 derselben Straße noch hinzugekommen. Das Münzgebäude in seiner jetzigen Gestalt, Unterwasserstraße 2-4, ist nach Plänen von Stüler in den Jahren 1868-1871 in Ziegelbau errichtet. Bis zum Jahre 1750 fanden die Münzen unter dem Generaldirektorium, von diesem Jahre an wurden sie direkt dem Könige unterstellt, der einen Generalmünz- direktor ernannte. In der „Schmelze“ glühten und schloßen zwanzig Schmelz- öfen, in denen Ziegel aus feuerfestem Thon und Graphit eingeseht sind, von denen jeder einen Metallfaß von 700 Pfund enthielt. Bei Goldschmelzungen betrug der Ziegelfaß etwa 350 Pfd., bei Silberschmelzungen 600-700 Pfd., und werden in je einem Ziegel in einer Tagesarbeit sechs Goldschmelzen oder vier Silberschmelzen bei Coalsfeuerung ausgeführt.